



Arbeitern hatte sich bis in die neueste Zeit wenig geändert. Die Letzteren waren von Ersteren noch genau so abhängig und an die Scholle gefesselt, als wenn sie noch Hörige wären, auch den Lohn und die sonstigen Arbeitsbedingungen bestimmte der Gutsherr nach Gutdünken. An Arbeitskräften war kein Mangel und wer nicht nach jeder Richtung Knecht sein wollte, der mochte zusehen, wo er es nicht zu sein brauchte.

Seit einigen Jahren haben sich aber die Verhältnisse ein wenig zu Ungunsten der Herren von Zwenpitz und Ragenbuckelstein geändert. Alljährlich ziehen jetzt im Frühjahr Tausende von Arbeitern aus dem östlichen Deutschland nach dem mittleren und westlichen, wo durch die Entwicklung der Industrie und nicht zum Mindesten durch die Arbeiterbewegung die Löhne und Arbeitsverhältnisse dem Arbeiter günstigere sind. Dadurch entfieht natürlich im Osten, namentlich zur Zeit der Ernte, Mangel an Arbeitskräften und die Herren von Zwenpitz und Ragenbuckelstein müssen ein wenig tiefer in die Tasche greifen, ja womöglich gar sich gefallen lassen, daß die Arbeiter bestimmte Forderungen stellen, und wenn diese nicht bewilligt werden, die Arbeit liegen lassen.

Das ist natürlich zu arg. Wie kann der Arbeiterplebs einem „Edelsten“ mit 24 oder gar 36 „Ahen“ gegenüber auch Rechte haben wollen? Da sich aber an der Sache, wenigstens vor der Hand, nichts ändern und der kleine Lichtstrahl sich nicht verbannen läßt, der allmählig auch die Schädel der west- und ostpreussischen, der pommerischen und schlesischen Tagelöhner und Bauern erkollt, wie er es desgleichen auch bei den böhmischen, polnischen und italienischen Arbeitern thut, so bleibt eben keine andere Hilfe, als der Kuli, dieser streift nicht, fördert nicht.

Na, vorläufig sind die für Westpreußen erwünschten chinesischen Arbeiter noch in China und werden auch vorläufig noch dort bleiben. Daß es aber gewagt wird von Junkern und Fabrikanten, den Kuli-Import überhaupt nur anzuregen und öffentlich zu diskutieren, das ist ein Zeichen von deren Arbeiterfreundlichkeit, das ist ein Zeichen, wozu die Habacht einzelner fähig, das ist ein Zeichen, wohin die heutige Reaktion steuert. Mit einem Wort: Ein Zeichen unserer Zeit.

„Neue Tischler-Zeitung.“

**Das Invalidengesetz im Reichstag.**

Die Verhandlungen, welche der Reichstag seit seiner Rückkehr aus den Osterferien geführt hat, rufen in den weitesten Kreisen des Volks und unter den verschiedensten Gesichtspunkten einen überaus peinlichen Eindruck hervor. Der Gegenstand der parlamentarischen Beratungen ist ein sehr wichtiger, ja nach einem in gewissem Sinne nicht unzutreffenden Wort der Wichtigkeit, der die deutsche Volksvertretung niemals zu erledigen gehabt hat; er soll nach der Ab- und Ansicht der Regierung das Werk „trönen“, von dem man sich die ewigglühende Lösung der Arbeiterfrage verspricht; trotzdem aber tagen die Voten des Volks mit allen Zeichen äußerer und innerer Unlust, und man würde sich einer allzu optimistischen Auffassung hingeben, wenn man diese Unlust allein auf

den Mangel an Dienen und auf die vorgeschrittene Jahreszeit schieben wollte.

Mögen diese Umstände den Todesstampf der parlamentarischen Verhandlungen verstärken, ihre eigentlichen Wurzeln sind sie nicht. Wäre die Alters- und Invalidenversicherungsvorlage nur entfernt das, was sie sein soll, verjagte sie nur irgend wie das zu erfüllen, was zu erreichen ihr so gut mit den offiziellen Trompeten in die Welt getriebener Zweck ist, so würde die Teilnahme des Reichstags an dem Werke eine ungleich lebhaftere sein. Sowohl die Teilnahme seiner Freunde, als auch die Teilnahme seiner Gegner. Wo wirklich die soziale Springfeder mitwirkt auf die politische Entwicklung, da plagen die Geister heftig auf einander, und eine Teilnahmslosigkeit, wie sie der Reichstag in den Verhandlungen der vorigen Woche befundet hat, wäre dann völlig undenkbar. Aber eine noch so umfassende Umwälzung der Armenpflege ist keine Frage, welche die Geister in Haß und Liebe spaltet; da handelt es sich kaum um politische, geschweige denn um soziale, sondern nur um technische Gesichtspunkte; da fragt man sich sehr trocken nach dem Zwecke und nach den Mitteln, und da kann nichts anderes, als eine allgemeine Unlust das Ergebnis der Prüfung sein, wenn man dahinter kommt, daß der Zweck kein — in politisch-sozialer Beziehung — hoher und ein — in technischer Beziehung — vielleicht nicht einmal nützlicher ist, und daß die Mittel sowohl an sich bedenklich, zweifelhaft oder gar untauglich sind und jedenfalls ganz außerhalb jedes verständigen Verhältnisses zu dem Zwecke stehen.

Dies Bewußtsein hat sich in der zweiten Lesung des Alters- und Invalidenversicherungsgesetzes in allen Parteien durchgerungen und erschloste alle in der Teilnahme an einem Werke von so zweifelhafter Bedeutung. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß nicht ein Mitglied des Reichstages sich für dieses Gesetz begeistert oder auch nur in beiderseitigem Maße die Wirkungen erfüllt zu sehen hofft, um deren willen der Entwurf ins Leben gerufen worden ist! Natürlich ist damit nicht gesagt, daß die allgemeine verbreitete und gleichmäßig hervortretende Unlust sich nicht im einzelnen auch aus mannigfach verschobenen Quellen speist, je nach den verschiedenen Parteistandpunkten. Die Agrarier bekämpfen die Vorlage aus anderen Gründen als die Freijünglinge; die Ultramontanen aus anderen Gründen als die Sozialdemokraten. Aber ebenso wie der gemeinamte Charakter ihrer Opposition im großen und ganzen, so sind auch ihre Untergründe im einzelnen eben nur ein Beweis dafür, daß der Entwurf der Regierung ohne jede grundsätzliche Bedeutung auf sozial-politischem Gebiete ist. Er ist ein Nütz- und Stückwerk, welches keinen befriedigt, aber jeden vor den Kopf stößt, wie es nun einmal das Schicksal aller solcher Maßregeln ist, die den Wären ganz gern wärschen, aber keinen Felz beileibe nicht naß machen möchten.

Ein Nütz- und Stückwerk und bei alledem doch auch wieder ein in seiner Art einheitliches Werk. Wenn man nämlich die soziale Frage lösen will, ohne das soziale Gebiet überhaupt zu betreten, wenn man von der Fürsorge für die Lebensbedingungen der arbeitsfähigen Arbeiter grundsätzlich absieht, und mit der Fürsorge für den alten und invaliden Arbeiter eine „Sozialreform trönen“ zu können glaubt, wenn man den sozialen Organismus nicht aus den lebendigen Volksträften herauszuwachsen lassen, sondern ihn als ein bureaukratisches Sparrenwerk aufbauen will, dann kann man dem Entwurf der Regierung eine gewisse Einseitigkeit nicht abprechen. Nur daß man sich hüten muß, auf seine Leitern und Treppen zu steigen, auf seine Balken und Bretter zu treten, denn, wie ein Vertreter der Regierungen im Bundesrat sehr treffend sagte: Grundlügen hat unser Entwurf, aber ob diese Grundlügen zuverlässig sind, das wissen wir freilich nicht. Die Balken und Treppen sind da, aber ob sie aus gesundem oder wurmfressigem Holze bestehen, das weiß kein Mensch. In dieser Beziehung ergibt sich aus dem relativen Vorzuge des Gesetzes, seiner vom bureaukratischen Standpunkte aus einseitigen Durchführung, nur die wenig tröstliche Gewißheit, daß, wenn diese Leiter oder

jenes Brett zerbricht, gleich auch das ganze Gerüst zusammenfallen wird.

Unter den seltsamen Widersprüchen dieses Gesetzes ist schließlich der seltsamste der, daß während die ganze Volksvertretung mit höchster Unlust an seiner Beratung sich beteiligt, seine Verabschiedung noch in dieser Session doch ihr höchsten Grade wahrscheinlich, um nicht zu sagen gewiß ist. Die Regierung will, daß es unter allen Umständen zu dieser Verabschiedung kommt, und die Kartellmehrheit wird sich schließlich ihrem Willen fügen. Daran scheinen uns, schreibt die „Volksztg.“, nach der ganzen Lage der Dinge nur geringe Zweifel zu bestehen. Und es würde auch ungerecht sein, wenn man jenem Willen der Regierung allein wahlstatistische Beweggründe unterlegen würde. Die mögen ja nebenbei mitspielen, aber in der Hauptphase steht die Partie so: entweder wird die „Strömung“ der „noch nie dagewesenen Sozialreform“ in dieser Session des Reichstages vollbracht oder sie muß für immer aufgegeben werden. Denn eine viermonatliche Erörterung verträgt dieser Gesetzentwurf schlechterdings nicht; wenn schon wenige Wochen einer nicht gerade tief eindringenden und träge sich hinschieppenden Beratung im Reichstage einen solchen Eindruck gemacht haben, daß ein eifriger Kartellpolitiker in den Schrei ausbrach, die Annahme dieses Gesetzes sei nicht ein Sprung ins Dunkle, sondern ein Sprung in einen hell erleuchteten Abgrund, dann mag man leicht ermessen, wie übel der scharfe Wind der öffentlichen Kritik in langen Monaten dem künstlichen Bau der Vorlage mitspielen würde.

Das ist auch ein — und wahrlich nicht das geringste — Verhängnis der „Sozialreform von Oben“, daß sie den nun einmal von vornherein und zunächst ohne jede Kenntnis des Bodens vorgeseichneten Weg einhalten muß, gen und ungen und auf jede Gefahr hin. Sie würde ein eben so feierliches, wie unwiderrufliches Verkenntnis ihrer Ohnmacht ablegen, wenn sie auf die „Strömung“ des Gebäudes, von welcher seit zehn Jahren so viel gesagt und getungen worden ist, nunmehr verzichtet wollte. Und daran ist unter den annoch obwaltenden Verhältnissen nicht entfernt zu denken. Krieg ist Krieg; wenn eine Sturmflut im Vorrieden plösch in einen grün schillernden Sumpf, den sie bis dahin für eine blühende Wiege gehalten hatte, bis an die Knie eintritt und mit jedem Schritte noch tiefer einzusinken befürchtet muß, so wird ihr Führer, genau wie Herr v. Bötticher im Reichstage, den wankenden Reihern auch nichts anderes zurufen, als: „Nur Mut, nur Mut!“ Und die Disziplin der Kartellmehrheit wird das Liebrige thun.

**Technisches.**

**Imitation von Zeichnungen in schwarzer und weißer Kreide durch Lithographie.**

(Schluß).

Der Künstler arbeitet mit seinem Schaber, als wenn er mit weißer Kreide zeichnete. Bei nur leichter Berührung mit dem Schaber bewahrt der Stein in den Zwischenräumen des Storns Farbmoleküle, welche nach ihrer Zahl und nach ihrer Tiefe ein Effektspiel von Halbönen in unendlicher Mannigfaltigkeit erzeugen.

Wenn man es für nötig hält, an gewis- Stellen dem Ton mehr Farbinintensität zu geben, was stellen nur in größeren Massen geschehen kann, bearbeitet man, um das Korn gründlich zu entfernen, diese Partien mit Weinslein, worauf man sie mit einer dicken Schicht mit Terpentinspiritus verdünnter lithographischer Druckfarbe deckt.

Wünscht man eine große Zahl von Tönen, eine Nachahmung von Prägnanz, so zieht man einen zweiten Ton in einer verschiedenen Nuance auf einen zweiten Stein. Auch auf diesem Wege kann man dem Dessin eine unendliche Menge von Lichtabstufungen in den verschiedenen Ebenen, den Bergen, Nimmeln, Gewässern und eine Lebhaftigkeit der Töne mitteilen, wie es mit anderen Mitteln gar nicht möglich ist. Die Mannigfaltigkeit dieser Effekte läßt sich in allen ihren Einzelheiten nicht beschreiben; der gute Geschmack des Künstlers ist hier

**Feuilleton.**

(Nachdruck verboten.)

**Der Erfinder des Oeldruckbildes.**

(Stizze aus dem Leben eines Märtyrers seiner Kunst.)  
Von Adalbert Reinold.

Wenn wir heute das Auge durch die Säle unserer vornehmen Welt schweifen lassen, so blickt uns nicht mehr unter einer Wucht von Delgemälden trauriger Mittelmäßigkeiten, hier und da einmal ein gutes Bild von eines alten oder neueren Meisters Hand gemalt entgegen, nein, wir finden jetzt immer mehr und mehr die Wände mit vorzüglichem Oeldruckbildern geschmückt, welche herrliche Kopien von Meisterwerken der alten und neuen Schule sind. — Die Photographie ist der Chromographie zu Hilfe geeit, und ebenso treue wie künstlerisch kostbar gelungene Wiedergaben der Originale Rafaels, Renis, Murillos, Tizians, Rubens, de Vincis und wie sie alle heißen mögen, die großen Meister früherer und jetziger Zeit,

erfreuen das Auge aller, welche für Kunst und Schönheit Sinn haben.

Die Oelbild-Reproduktion hat es zu einer Vervollkommnung gebracht, die oft kaum das Original von der Kopie unterscheiden läßt, sie hat dem Kinderbegüterten eine ganze Welt der Malerkunst erschlossen; auch der einfache Bürger vermag heute sein trautes Daheim mit den Geistes-schätzen unserer berühmtesten Maler zu schmücken, die früher nur Vorrechte königlicher Gallerien, fürstlicher Kabinette und einzelner Privatsammlungen schwerreicher Kunstfreunde waren.

Wir stehen vor den Gemälden, wir vertiefen uns in die Schöpfungen alter Kunstheroen, uns entzücken die anmutigen Landschaften von Rauffmann, die Berge und Thäler von Mosengel, die reizenden Genrebilder von Cauldery, Heimerdingen, de Haas und anderer, die der Natur abgelauschten Meerstürme des prächtigen Hardorff. — Aber selten fällt es wohl nur einem von uns ein, zu fragen: Wer war denn eigentlich der Mann, welcher zuerst den Gedanken faßte, ein Delgemälde zu vervielfältigen, — wie heißt dieser geniale Mensch, — wo weilt er, was wurde ihm zum

Lohn, ihm, der eine der schönsten Künste zum Nationalgeschenk für alle machte; — wo ist der Friedhof, auf dem man ihn begrub, daß man einen Kranz des süßen Andenkens dem Spender so schöner Gaben auf sein süßes Grab legen kann??

Wo sein Grab ist? — Niemand weiß es! — Was ihm zum Lohn ward? Elend des Lebens, ein Tod inmitten darbedenden Mangels! — Wo er weilt? — In einer Weltstadt, in der Stadt, die sich so gern die Stadt der deutschen Intelligenz nennen hört, in der Residenz Preußens, in Berlin. —

Kurz vor den zwanziger Jahren wohnte in einer engen Nebengasse Berlins, hoch oben in einer Mansardenwohnung ein junger Mann mit seiner alten, gichtkrüchtigen Mutter. Der damals kaum zwanzigjährige Mensch, der blutarm war, aber mit einer unbeschreiblichen Liebe an seiner kranken Mutter hing, hatte sich — wenigstens nannten seine Nachbarn sie so, — die tolle Idee in den Kopf gesetzt, ein Künstler werden zu wollen. — Zuerst glaubte er ein Ludwig Deorient, ein

der beste Führer, auf dem Stein die Töne mit den weissen Partien harmonisch zu verbinden.

Soll zum Druck vorgefahren werden, so entfernt der Drucker zuerst mit dem Schaber und dann mit Wimperstein allen Kopallacküberzug, der sich ausserhalb des Rahmens des Dessins oder des Papiers befindet, wenn letzteres einen Lohndruck erhält, vom Stein; dieser wird stärker geätzt als gewöhnlich und dann gewünnt.

Der Druck bietet keine besonderen Schwierigkeiten; nur muß gewartet werden, bis die Kreidrucke vollkommen trocken sind; sie würden sich sonst abziehen.

Die Tonfarben sind mit schwachem Firnis zu reiben; stärker würde die Töne faserig erscheinen lassen. Es darf nur Farbe auf die Walze genommen werden; sie wird erst dann erneuert, wenn sie auf der Farbplatte ruppig wird. Man bedient sich einer Walze mit der Fleischseite nach innen. Bei kleinen Gegenständen ist auf richtiges Passen zu achten, bei größeren dagegen kommt es weniger darauf an.

Das Waschen der Drucktücher und Fäul.

Die Drucker wissen aus Erfahrung, daß mit stark schmutzigen Drucktüchern nichts mehr anzufangen ist. Die Maschinenmeister benutzen sie höchstens als Putzlappen. Ob mit Recht oder Unrecht, sie werden verworfen wegen der Härte, der Ungleichheit in der Dicke, den sich bildenden harten Knötchen und überhaupt wegen des Schmutzes.

Diese hauptsächlich bestehenden Mängel sind die Folgen ungenügenden oder mißverständlichen Waschens. Die Redaktion des „Imprimerie“ hat sich über diesen Punkt an sachverständige Männer, welche vermöge ihrer Stellung imstande sind, bestimmte Auskunft und Mittel über Abhilfe derselben vorzuschlagen, mit der Frage gewendet: Wie hat man beim Waschen der Drucktücher von Merino, Tuch, Kasimir oder Filz an den Wälderdruck- und Notationsmaschinen zu verfahren, um ihnen nach dem Waschen die ursprüngliche Weichheit und Geschmeidigkeit wieder zu erteilen?

Von einem der bedeutenderen Fabrikanten von Drucktüchern ist nun folgende als vollkommen praktisch bewährte Anweisung eingegangen. Man weiche die aus den genannten Stoffen bestehenden Drucktücher, wenn es irgend angeht, während 24 Stunden in Holzschlamm. Nach tüchtigem Waschen mit Marseille Seife, welches die sich fest in den Körper des Stoffes eingeseigte und hart gewordene Farbe gründlich auflöst, spüle man sie in Wasser aus. Das zum Waschen verwendete Wasser darf nicht zu heiß sein, der Stoff würde sonst über die Mäßen einlaufen.

Nach einem anderen, dem vorigen Prinzip aber gleichen Verfahren schmiert man die Fäul mit Marseille Seife ein und legt sie 24 Stunden, wenn die Farbe sehr hart eingetrocknet ist, noch länger, ins Wasser. Hierauf reibt man sie mit einer nicht zu harten Bürste und spült sie aus.

Um die Drucktücher geschmeidig zu machen, wäscht man sie zuvor vollkommen rein und legt sie sodann in Seifenwasser. Das Trocknen an der Luft ist dem am Ofen oder anderer künstlicher Wärme vorzuziehen. Man schiebe das Waschen der Drucktücher nie zu lange hinaus und seuchte sie von Zeit zu Zeit an.

Ein Pariser Maschinenmeister, dessen Frau das Waschen der Drucktücher für mehrere große dortige Druckereien besorgt, beschreibt die von derselben bezogene Methode in nachstehender Weise.

Die Tücher sind 12 Stunden oder noch länger, wenn man es für nötig hält, in Kristallwasser (chemisch gebundenes Wasser) einzuweichen. In diesem Wasser erfolgt das erste Waschen. Die zweite Wäsche geschieht mit schwarzer Seife in schwächerem Kristallwasser. Gespült wird zuerst in ganz schwachem Kristallwasser und das zweite Mal in reinem Wasser. Die Spülungen werden fortgesetzt, bis alle Spuren von Seife verschwunden sind. Die Fäul müssen wenigstens 24 Stunden in Kristallwasser bleiben. Waschen und Spülen bleiben das gleiche. Im allgemeinen vernachlässigt sie mehr Arbeit als die Stofftücher. Das Trocknen in einem geschlossenen Raume ist besser als an der freien Luft; an dieser werden die Tücher immer etwas hart. Die Wasser, in

denen gewaschen wird, müssen eher lau als heiß sein, in keinem Falle siedend.

Die einfachste und von den obigen Methoden viel abweichende giebt der Druckfaktor der großen Druckerei Paul Dupont. Nach ihm werden die Drucktücher, welches der Stoff auch sein möge, in nicht zu heißem Wasser mit schwarzer Seife gewaschen; getrocknet werden sie an der Luft. Durch die Spannung auf dem Zylinder glätten sich alle Falten.

Ein neuer billiger Bleistiftspitzer wird nach der „Zeitschrift d. Niederöster. Gewerbevereines“ in folgender Weise hergestellt: Man nimmt ein gewöhnliches vieredriges Lineal, ein sogenanntes „Walzel“, schneidet dasselbe auf etwa Dreieckslänge und legt auf den vier Seiten desselben vier Streifen von Sandpapier und am Ende des Walzels einen 3 Ctm. breiten, glatten Papierstreifen als Handgriff beim Gebrauche. Nachdem man mit dem Messer das Holz vom Bleistift soweit bloßgelegt, daß der Graphitstift frei wird, spitzt man denselben auf dem Walzel zu ohne das Holz zu berühren. Hierauf klopfet man das kleine Werkzeug mit dem Messerrücken, um den Graphit aus dem Sandpapier zu entfernen und legt es in eine kleine Schachtel. Die Reinhaltung des Stiftes beim Spitzigen war durch die bisherigen Geräte nicht zu erzielen und deshalb empfehlen wir jedem Zeichner die Verwendung des kleinen nützlichen Werkzeugs.

Verfälschung der Mennige. Die Zeitschr. f. ang. Chem. berichtet, daß nach Untersuchung von 9. Jüngling verschiedene Handelsorten Mennige Verunreinigungen bis zu 27 Proz. enthielten, die aus Sand, Thon und Schwefelbestand.

Lohnbewegung.

Meerane, 17. Mai. Der Streik der Weber der Fabrik von G. F. Schneider u. Co. ist, wie das „Meeraner Wochenblatt“ berichtet, beendet. Dieser Beschluß wurde in einer heute Nachmittag abgehaltenen, zahlreich besuchten Versammlung der Streikenden einstimmig gefaßt, nachdem bekannt gegeben worden war, daß die Firma den von ihr einzuführenden Artikel fallen und die alten Artikel wieder zu den alten Löhnen fertigen lassen will. Die Wiederaufnahme der Arbeit erfolgte am Montag.

Bezüglich der Bergarbeiterstreiks, über welche unsere Leser unterrichtet sein werden, erhalten wir von Berlin folgende Nachricht: Bei dem heutigen parlamentarischen Frühstück bei dem Fürsten Bismarck erhielt der Abg. Dr. Hammacher ein Telegramm, wonach der Streik als beendet anzuziehen sei. — Außer den Kohlenstreiks sind eigentlich fast alle größeren deutschen Städte zur Zeit von Streiks in den verschiedensten Gewerben bedroht. Die Zimmerleute, Maler, Glaser, Maurer, Schuhmacher, Omnibuskutscher, Köpfer, Weber u. sowohl in norddeutschen, wie in süddeutschen Städten streiken noch, oder beginnen zu streiken. Am bedeutendsten ist dabei die Bewegung im Baugewerbe, welche mehr als ein Duzend größerer Städte umfaßt. — Nach den neuesten Nachrichten ist aber der Streik im Dortmund Kohlenbezirke nicht beendet, weil eine Mehrzahl von Grubenbesitzern das verpändete Wort schände gebrochen hat.

Verschiedenes.

„Kinge“. Der kapitalistische „Patent-Anwalt“ schreibt: „Wie man aus London meldet, hat der Kupfertrach die modernen Straßenräuber nicht abgedrückt, sondern es wird allen Erstes mit den Kohlenwerken verhandelt, um mit einem Grundstöß von 2 Millionen Mark eine große Kohlenbahn durch Ankauf sämtlicher Gruben zu errichten. — Die deutschen Mährengebiere wollen einen Ring bilden. — Die Zigaretten- und die Papierfabriken in England, die Seifenfabrikan in Schottland wollen Kartelle abschließen.“

In den Tagen vom 14. bis 21. Juli d. J. wird in Paris ein internationaler Arbeiterkongreß tagen. In einer am 28. Februar in dem Haag, von Vertretern aus Deutschland, der Schweiz, Belgien, Holland und Frank-

reich besuchten Konferenz wurde beschlossen: 1. daß der Kongreß den Arbeitern und Sozialisten aller Länder geöffnet sein soll, in solchen Formen, wie sie sich den politischen Bedingungen, unter welchen sie leben, anpassen; 2. daß der Kongreß mit Bezug auf die Prüfung der Mandate und die Festsetzung der Tagesordnung souverän sein soll. Die Konferenz beschloß vorläufig, folgende Fragen auf die Tagesordnung zu setzen: a) Internationale Arbeiter-Gesetzgebung, Einführung eines gesetzlichen Normalarbeitstages (Sonntagsarbeit, Frauen- und Kinderarbeit u. s. w.); b) Ueberwachung der Werkstätten, der großen und kleinen Industrie, sowie der Hausindustrie; c) Mittel und Wege, um die diesbezüglichen Forderungen zu verwirklichen.

Gera, 13. Mai. Heute erfolgte die Freigabe der vor einem Jahr seitens des Stadtrats zu Gera in Verwahrung genommenen Streikstoffe der Maurer. Das zurückgegebene Geld gelangte zunächst nicht in die Hände der Vertrauensmänner der Maurer, sondern wurde durch die Schöpfungsmacht jedem einzelnen „Einflammer“ zugeföhrt.

Hört, hört! Aus Essen wird unterm 20. Mai geschrieben: Ein Spezialbeitrag zum Kohlenstreik! Ein Vortrat im Essener Revier fand bei einer gewissen Zeche die Angaben der Bergleute und der Verwallung bezüglich des Lohnes so sehr verschieden, daß er unter der Hand nähere Erhebungen anstellte. Deren Ergebnis war die Thatsache, daß in den Lohnbüchern der Zeche 50 bis 100 Prozent (!) mehr Lohn verzeichnet stand, als die betreffenden Arbeiter laut ihren Lohnbüchern erhalten hatten. Infolgedessen ist bereits eine Verhaftung erfolgt. Warum wird aber die ehrliebe Zecheverwaltung nicht mit Namen genannt!

Der Pariser „Figaro“ hat, wie schon erwähnt, einen Teil der zweiten Plattform des Giffelturmes (ca. 116 Meter über dem Erdboden) gemietet und dort eine Hütte errichten lassen, deren Vorderseite derjenigen des „Figaro“-Hotels in der Rue Drouot ähnlich sieht. Da ist alles für den Druck eines Blattes eingerichtet, eine Marinoni-Schnellpresse, die durch einen Gasmotor in Bewegung gesetzt wird, die Regale für zwölf Setzer, eine Werkstätte für drei Gliseurs, ein Pult für einen Korrektor und ein Tisch für etliche Redakteure; denn der „Figaro de la Tour Eiffel“, eine kleine Sonderausgabe des großen Voulardblattes, muß ganz und gar mit Ausnahme des Besizers auf dem Turme hergestellt werden. Jedem Besucher der lustigen Höhe wird auf sein Verlangen eine Nummer des Blattes eingehändigt, welche noch die besondere Erwähnung enthält, daß Herr, Frau oder Fräulein X an dem und dem Tag den Giffelturm erklimmen.

Korrespondenzen.

Berlin. Mit polizeilicher Auflösung endete die Versammlung des Fachvereins der Stemdrucker und Lithographen Berlins, welche am 16. d. M. in Gratwells Bierhallen abgehalten wurde. Die Tagesordnung lautete: 1. Vortrag des Herrn Dr. Bruno Wille über: Darwinismus und Sozialismus. 2. Verlesenes und Fragekasten. Nach Verlesung des Protokolls der letzten Versammlung führte Herr Dr. Wille etwa folgendes aus: Auf der Münchener Naturforscherversammlung im Jahre 1878 wurde von Professor Häckel, einem Schüler Darwins, geltend gemacht, daß der Darwinismus in den Schulen gelehrt werden müsse. Das wurde aber von Professor Virchow bestritten, indem derselbe zu beweisen versuchte, daß der Darwinismus zum Sozialismus führe. Diese Angelegenheit erregte unter den anwesenden Naturforschern höches Blut und insolge dessen hielt etwa ein Jahr später der Professor Schmidt in Kassel einen Vortrag, in welchem er nachzuweisen versuchte, daß der Darwinismus nicht zum Sozialismus führe. Referent erläuterte hierauf die Darwinische Theorie und bewies, daß sich die Herren Virchow und Schmidt im Irrtum befänden; insbesondere betonte er, daß Virchow durch seinen Auspruch dokumentiert habe, Sozialist zu sein, da er ja doch den Darwinismus anerkenne und denselben

Schauspieler werden zu können, aber seine Gestalt war nur klein und hager, und was noch schlimmer, er trug den Keim der Schwindsucht in sich, seine Brust litt unter den Anstrengungen der Studien. — Er gab die Hoffnung, als Bühnenkünstler einst ein großer Mann zu sein, auf und warf sich auf die Malerkunst. — Nur wenige farge Notizen sind uns aus jener Zeit über Liepmann, so war sein Name, erhalten und diese zeigen nicht einmal, woher er überhaupt die Mittel nahm, seine alte Mutter und sich zu ernähren. Er war ein sogenanntes Univerfalgenie, trieb dies und jenes, weil ihm der rechte Halt, die richtige Anleitung und vor allem die nötige pekuniäre Hilfe oder gute Gönnerschaft fehlte. — Kränklich an Körper, ärmlich, bis zur Reduzierung ärmlich an Kleidung, wohin sollte er, der arme Mensch, sich wenden? — Wir wissen nur, daß ein tüchtiger Portraitmaler sich des strebenden jungen Mannes annahm, und ihm eine Zeit lang unentgeltlichen Unterricht erteilte.

Dieser Lebensabschnitt scheint sein glücklichster gewesen zu sein, denn in ihm ging dem Armen, dem ganz allein Stehenden der Stern auf, der

selbst das unglücklichste Gemüt mit süßen Hoffnungen erfüllt — der Stern der Liebe.

Eine junge Nachbarin, eine Waife, ein Mädchen, blutarm wie er selber, die nichts das Ihre nannte, als den kleinen, flugen, zwitschernden Kanarienvogel, der frei in der Dachkammer, wo sie wohnte, einherflog, und die Stidnadel, mit der sie aus feiner, vielarbiger Seide herrliche Blumen auf den Rahmen zauberte; diese junge arme Stiderin hatte den kleinen Nachbar mit den düstern, großen Augen, die doch so ehrlich und herzlich blickten konnten, näher kennen gelernt, als er einmal spät abends ihre Hilfe für seine kranke Mutter in Anspruch nahm; — und wie sich's denn so macht, die Herzen hatten sich gefunden. Mitleid bewegte zuerst die Brust des jungen Mädchens, aus Mitleid wurde Liebe, die dann schnell innigste Gegenliebe erzeugte.

Liepmanns Mutter starb, und welche fernerer Schicksale die Herzensbande der beiden jungen Leute trennten, wer weiß es; — hier liegt eine unausgefüllte Kluft und erst nach Jahren begegnen wir beiden in anderen, wenn auch nicht glücklicheren Verhältnissen wieder. —

Das Museum in Berlin wird täglich von vielen Menschen besucht —, der einzelne unter der großen Menge ist daher kaum beachtet, — die Saalbeamten merken sich mechanisch die Maler, welche zu den täglichen Besuchern gehören, die Kunstfreunde, die öfterer wiederkehren.

Es giebt zwar noch andere Besucher, welche tagtäglich erscheinen, ältere Leute, die von ihren Renten oder Pensionen leben und die Zeit töten; unter ihnen giebt es oft originelle Erscheinungen, aber auch diese werden von den Aufsehern wenig beachtet.

Zu Ende der dreißiger Jahre ward man jedoch auf einen steten Besucher aufmerksam, der ein ganz eigentümliches Benehmen zeigte. — Es war ein kleiner, hagerer, etwa fünfundsiebzig bis fünfzig Jahre alter Mann; seine abgetragene, aber peinlich accurate Kleidung bewies seine Armut. Früh ergrautes, dichtes Haar umgab ein schmales, tiefgefurchtes Gesicht, aus dem die großen Augen mit einer gewissen Menschlichkeit hervorblitzten.

(Fortsetzung folgt).

